

Nr. 217. Bromberg, den 23. September. 1934



(4. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Charly Mendel schüttelte sich. Was für ein scheußlicher Name! Zum Zähnestumpfwerden. Wer mochte dieser Männe sein? Ein guter Bekannter von Tante Jette auf jeden Fall, da sie ihn duzte. Ob er auch hier wohnen sollte? Na, hoffentlich war er nett, obschon der gräuliche Name „Männe“ eher auf einen Dackel als für ein männliches Wesen paßte.

„Heute abend kann ich nicht, Tante Jette“, erklärte nebenan der fremde „Männe“.

„Warum nicht? Was hast du denn vor?“

„Was du abgelehnt hast, Tante. Ich will auf einen Maskenball gehen, und wenn Herrn Schott's Karten für denselben Ball gelten, würde ich mir davon erbitten.“

„Es ist das Maskenfest der Filmkünstler,“ sagte Schott.

„Famos! Da will ich auch hin. Kann ich eine Karte haben?“

„Mit dem größten Vergnügen!“

„Klappt wie die Faust auf's Auge,“ erklärte Fräulein von Perkeit drastisch. „Jetzt werde ich dir dein Zimmer zeigen, Männe. Du kannst die Stube von der „Zimperliese“ haben.“

„Zimperliese? Wer ist denn das?“ hörte Charly den Fremden fragen.

„Erkläre ich dir alles morgen. Das ist 'ne lange Geschichte. Komm jetzt. Peter, wo wollen Sie denn hin?“

„Ich muß mich noch einmal bei meiner Zeitung blicken lassen und gehe von da aus auf den Ball. Meinen Domino habe ich schon auf der Redaktion. Einfach und praktisch!“

„Und was wird aus der anderen Freikarte? Wissen Sie was, Peter? Schieben Sie die Karte der Charly durch die Tür. Wenn sie sie beim Nachhausekommen findet, kriegt sie vielleicht auch Lust auf den Ball. Zu gönnen wäre ihr so ein bißchen Tanzerei. Ein junges Mädel muß auch mal ein Vergnügen haben.“

Charly hörte das Klappen von Türen. Vom anderen Ende der Wohnung kamen die Stimmen von „Männe“ und Tante Jette. Und dann wurde eine weiße Karte unter den Türspalt geschoben.

Sacht holte sie das Billett herbei, hockte sich auf den Divan und betrachtete abwechselnd die Karte und das Kostüm.

Sollte sie es riskieren?

Sollte sie auf den Ball gehen?

Ob das Kostüm überhaupt paßte?

Ehe Charly so recht zum Überlegen kam, hatte sie den blauen Pagen angezogen. Das Kostüm paßte famos. Und nun kam es wie ein toller Übermut über das Mädchen.

Ja, sie wollte das Maskenfest mitmachen. Sie wollte tanzen und vergnügt sein. Sie wollte — — Charly Mendel wußte selbst nicht genau, was sie in diesem Augenblick alles wollte, wünschte und erwartete.

Jedenfalls hatte die alte, gescheite Tante Jette recht: Ein junges Mädel muß doch auch einmal ein Vergnügen haben!

Aber was wird Madame Georgette dazu sagen? fragte Charlys Gewissen.

Pah, wurde der Mahner beruhigt, die wird nie etwas erfahren. Morgen früh bügele ich das Kostüm wieder auf und nehme es mit ins Geschäft. Kein Mensch wird etwas merken. Aber jetzt brauche ich eine Maske!

Charly kramte in ihren Schubläden. Sie fand ein Stück schwarzen Samt und holte Nadel und Schere, um sich eine Maske zu schneidern.

Dabei lauschte sie auf die Geräusche in der Wohnung. Sie hörte Peter Schott fortgehen.

Der fremde „Männe“ war offenbar in seinem Zimmer.

Fräulein von Perkeit sauste in der Wohnung umher, kommandierte und schwatzte mit dem Dienstmädchen.

Dann klingelte es.

Tante Jettchen begrüßte mit Hallo ihren Mieter und Skatbruder, den Kommissar Frettchen. Sie führte ihn ins Wohnzimmer, rief nach Bier und der Brötchenplatte und krähte schließlich über die Diele:

„Männe! Männe! Komm essen!“

Dieser „Männe“ geht mir bald auf die Nerven, dachte Charly ärgerlich und fädelte eine zweite Nadel ein. Wenn ich ihn zu sehen bekomme, werde ich unwillkürlich „Männe“ denken und lachen müssen. Da kommt er ja schon angerannt.

Traß war dem Rufe des alten Fräuleins gefolgt. Charlotte hörte, wie er dem Kommissar vorgestellt wurde. Sie gab sich Mühe, den Namen zu verstehen, aber es gelang ihr nicht, weil Guste gerade mit dem Service klapperte.

„Du kannst ein paar Brötchen mit uns essen und einen Schluck Bier trinken, Männe,“ sagte Tante Jette. „Schade, daß du auf den dämlichen Ball willst. Wir hätten so schön zu dritt spielen können.“

„Heute geht es nicht, aber ein anderes Mal gern, Tantchen.“

„Dann nehmen Sie sich nur ordentlich Zeit“, lachte der Kommissar. „Unter fünf Stunden kommen Sie bei Fräulein von Perkeit nicht davon, wenn sie sich erst 'mal in ihren Skat kniet. Solange kann ich aber heute nicht bleiben.“

„Nanu! Wollen Sie etwa auch tanzen gehen, Kommissar?“

„Nee, aber ich will ein paar Leutchen tanzen lassen. Ich bin nämlich einer Gaunerbande auf der Spur und wenn alles klappt, kann ich die Gesellschaft heute hopp nehmen.“

„Ich werde Ihnen die Daumen drücken, Kommissar. Männe, hoffentlich hast du nichts auf dem Kerbholz. Frettchen ist nämlich ein erstklassiger Verbrecherjäger. Das heißt, in meinem Fall hat er sich gerade nicht mit Ruhm bekleckert.“

„Was, du hast einen „Fall“ gehabt, Tante Jette? Wieviel Leichen hat's denn gegeben?“

„Gar keine. Das hätte mir noch gefehlt! Aber einer Schwindlerin bin ich in die Hände gefallen. Dabei war Fräulein Maschke ein so reizendes Mädchen und konnte erzählen wie ein Buch. Ich lernte sie auf der Reise kennen

und weil sie so amüsant war, nahm ich sie als Mitbewohner auf. Als ich dann nach Perkeiten fuhr, überließ ich ihr die Wohnung und das Haus. Sie sollte sich ein bißchen um alles kümmern und die Vierteljahrsmieten kassieren."

„Was sie auch prompt getan hat", warf der Kommissar Frettchen ein. „Bloß abgeliefert hat sie das Geld nicht, sondern ist damit verduftet. Die Geschichte spielte sich im vorigen Jahre ab."

„Und bis heute haben Sie die Hochstaplerin nicht gefunden", schimpfte die alte Dame. „Trotzdem ich Ihnen eine genaue Beschreibung der Person gegeben habe!"

„Hoffentlich nebst Daumenabdruck und Stiefelgröße, wie es ein richtiger Detektiv verlangen kann", scherzte Traß.

„Mit dem Daumenabdruck konnte ich nicht dienen, aber die Schuhe waren Größe 37 und sonst war das Fräulein schlank, blond, mit grauen Augen. Oder waren sie blau? Jedenfalls war sie ungewöhnlich nett!"

„Ein äußerst genauer Steckbrief, Tante! Wenn Sie diese bezaubernde Dame danach nicht gefunden haben, so besitzen Sie eben nicht die richtige Sherlock-Holmes-Lupe, Herr Kommissar. Denken Sie nur: Besonderes Kennzeichen — sehr nett!"

„Alle Hochstapler sind nett", brummte Frettchen.

„Du solltest wirklich mit deinen Mietern vorsichtiger sein, Tante Jettchen", mahnte Traß.

„Jetzt habe ich sehr liebe Mitbewohner. Peter Schott ist bei der größten Zeitung Berlins angestellt."

„Er ist jedenfalls sympathisch. Und wer wohnt sonst noch bei dir, Tante?"

„Ein bildschönes, junges Mädchen, in das du dich bestimmt verlieben wirst. Peter Schott ist ganz entzückt von ihr."

„Wenn ich das auch werde, wirst du bald ein Eifersuchsdrama im Hause haben, aber so schnell verliere ich mein Herz nicht. Ich halte jeden verliebten Mann für einen Esel."

„Das behauptet der Kommissar auch immer. Der ist nämlich geschworener Junggeselle. Und wenn ich an Klaus denke, muß ich euch beiden recht geben. Charly ist aber wirklich reizend."

„Das hast du vor fünf Minuten von deiner Hochstaplerin auch behauptet. Hoffentlich mopst dir dieses reizende Fräulein nicht deinen Familienschmuck, Tante Jette."

Charlotte Mendel sprang auf und steckte sich die Finger in die Ohren. Sie wollte nichts mehr hören. Dieser „Männe" war ja ein unglaublicher Patron! Hoffentlich bekam sie ihn nicht allzuoft zu Gesicht. Jedenfalls würde sie einen großen Bogen um den widerlichen Kerl machen.

Als sie nach einer Weile ihre Ohren wieder frei machte, hörte sie aus dem Wohnzimmer das Klappen von Karten, Portier Buttgereits breites Ostpreußisch und Tante Jettes Schimpfen. Der ekelhafte „Männe" war also fort und die Kartenpartie im Gange.

Rasch nähte sie ihre Maske fertig und trat vor den Spiegel.

Sie lachte leise.

Der blaue Page stand ihr gut. Sie setzte das Barett mit der kecken Feder auf, nahm es aber sofort wieder ab. Es war zu auffällig für ihren heimlichen Fortgang. Sie legte einen dünnen Schleier über ihr Haar und steckte das Pagenbarett in eine Tüte, die den Aufdruck „Madame Georgette, Modes"! trug.

Dann schlich sie zur Tür und lauschte.

Im Korridor war alles still.

Sie knipste das Licht aus, nahm die Tüte und verließ leise ihr Zimmer.

„Und wenn Sie platzen, Frettchen, ich passe", schrie Tante Jette, als Charlotte Mendel die Korridortür sacht hinter sich ins Schloß zog.

*

Um die gleiche Zeit stand Lilli Evers als juwelenbehangene Altrussin vor ihrem Ankleidespiegel und bewunderte sich.

Sie fand, daß sie großartig aussah. Von einer „einfachen Fassade", wie Grit sich ausgedrückt hatte, konnte nicht mehr die Rede sein. Lilli fand sich bildschön und hatte recht damit. Klaus würde bei ihrem Anblick einfach zerschmelzen. Diese Gewißheit stimmte Lilli gegen ihren Verlobten milde.

Ob er noch böse auf sie war?

Impulsiv hob Lilli den Hörer vom Telephon und rief die Villa Steffen an. Nach einer Weile meldete sich die Stimme des alten Franz.

„Rufen Sie meinen Verlobten an den Apparat Franz!"

„Herr Steffen ist fortgefahren."

„Fortgefahren, Wohin?"

„Zu Herrn Generaldirektor Scholl", antwortete der Alte mit Genugtuung. Lilli knallte den Hörer hin.

Also Klaus war zu Scholl gefahren! Das war doch unerhört! Natürlich war er dort, um Magda Scholl zu sehen. Sie war ja eine Kollegin von ihm. Filmarchitektin! Auch ein Beruf für eine Frau! Na, jedenfalls verstanden sich die beiden immer ausgezeichnet, redeten von Stilarten und solchen Sachen, von denen sie keine Ahnung hatte. Eine ekelhafte Person war diese Magda Scholl! Dabei sah das Mädel famos aus. Groß, schwarz, schlank, glatter Etonkopf, gescheites Gesicht. Eine sogenannte Intellektuelle!

Lilli Evers hatte nichts gegen intellektuelle Frauen — außer, wenn sie hübsch waren und ihr Bräutigam zu ihnen fuhr. Fünf Minuten vor Ballbeginn sozusagen. Dann konnte man einfach aus der Haut fahren!

Und Lilli fuhr aus der Haut, nahm eine Parfümflasche und donnerte sie gegen die Tür, die gerade aufging.

Annie, ihre Zofe, trat ein. Sie trug ein Tablett, auf dem sie zierlich einen kleinen Imbiß angerichtet hatte. Lachsbrötchen, ein Schüsselchen Mayonnaise, ein Glas Portwein.

Die Parfümflasche sauste in die Eßwaren und vermischte sich mit dem Wein und der Mayonnaise zu einem unentwirrbaren Etwas.

„Gnädiges Fräulein!" rief Annie erschrocken.

Aber Lilli nahm wortlos ihr Abendcape und rannte aus der Wohnung. Vor dem Hause stieg sie in ihren Wagen und raste in dem bereits geschilderten Tempo wütender Autofahrer davon.

Sie ließ ihre Zofe verzweifelt zurück.

Annie hatte schon bei vielen „schwierigen" Damen gedient, aber ihre gegenwärtige Herrin steckte alle früheren in die Tasche, wenn es galt, „Betrieb" zu machen. Die Zofe ging durch die vier Räume, aus denen Lillis Wohnung bestand. Es sah darin aus, als wäre ein Orkan von Windstärke zwölf hindurchgefahren. Lilli hatte sich nämlich „die Zeit vertrieben", ehe sie sich zum Ball umkleidete.

Im Musikzimmer lagen Notenhefte durcheinander. Im Wohnzimmer waren Stühle umgeworfen und die Kissen der Couch herumgeschleudert, weil Lilli ein „wenig Gymnastik" getrieben hatte. Das Eßzimmer hatte sie glücklicherweise nicht betreten, aber dafür sah das Schlafzimmer aus, als sei eine plündernde Vandalenhorde hindurchgezogen. Und im Baderaum hatte Lillichen das Wasser überlaufen lassen.

„Wenn wir ein ganzes Haus bewohnen würden, könnte ich jetzt vom Dach bis zum Keller Ordnung machen", stöhnte Annie. „So eine Wurschtelliese habe ich noch nicht gehabt! Wenn sie nicht so gut zahlen würde, wäre meines Vaters Tochter schon lange von hier getürmt. Gutmütig ist sie, aber ein furchtbar verwöhntes Balg. Herr Steffen wird in der Ehe mit der seine Schwierigkeiten haben. Herr Steffen müßte —"

Plötzlich ließ Annie Wäsche, Kleider, Schmucketuis, die sie gerade zusammenräumte, fallen, und faßte sich an den Kopf.

„Jesses, ich muß Herrn Steffen ja benachrichtigen, daß sie ein anderes Kostüm trägt. Sonst sucht der arme Kerl sich nach seinem blauen Pagen blind."

Worauf Annie an den Apparat stürzte und die Villa Steffen anrief. Aber diesmal meldete sich niemand, und als sie ihren Anruf zum drittenmal wiederholte, schaltete sich das Amt mit der sachlichen Feststellung ein: „Der Teilnehmer antwortet nicht."

„Dann ist er schon auf den Ball gegangen", mutmaßte Annie. „Und Franz, die alte Bolle, sitzt in seiner Stammkneipe und führt ein ausschweifendes Leben bei einer Partie Schach. Na, da kann man nichts machen. Jetzt wollen wir mal aufräumen und dann wird sich meines Vaters Tochter einen vergnügten Abend gönnen. Hoffentlich ist Paule pünktlich."

Paule war Annies Schatz.

Die Bekanntschaft war noch neu, aber Paule hatte sich bereits als Ehrenmann legitimiert, indem er Annie nicht

nur von Liebe, sondern auch von Ehe gesprochen hatte. Paule war Monteur und hatte die Taschen stets voll Geld. Er sprach oft und gern vom Selbständigmachen. Und Annie war durchaus nicht abgeneigt, endlich „ihren eigenen Topf zu kratzen", wie sie ihre künftige Position als Paules Gattin nannte.

Paule war musterhaft pünktlich. Als Annie erschien, lehnte er bereits an der Haustür und blitzte das Mädchen aus seinen dunklen Augen vergnügt an.

„Ich hab' Karten für das Kabarett der Komiker, Annie", verkündete er. „Allerdings Nachtvorstellung, aber du hast ja heute Zeit, da deine Dame zum Maskenball ist."

„Zeit bis in die Pullen, Paule. Wenn die zum Tanzen geht, kommt sie nie vorm Morgengrauen nach Hause. So 'ne Betriebsnudel, wie die ist."

„Famos, dann gehen wir nach dem Kabarett noch irgendwohin, wo man 'ne vergnügte Sohle drehen kann."

Womit Paule Tanzen meinte, denn er war ein Berliner Kind, wie Annie. Und das machte ihn ihr doppelt sympathisch.

(Fortsetzung folgt.)

Höwig und Paula.

Eine Erzählung von **Georg Grabenhorst.**

Wenn man unter einer „Jugendfreundschaft" eine Gemeinsamkeit verstehen will, die von Kindertagen, ersten Streichen und Schulbubenabenteuern herauf, über die schwärmerischen Jahre der Primanerreise hinweg, bis in die Sturm- und Drangperiode des jungen Mannes hineinreicht und sich womöglich, mehr oder weniger pietätvoll aufbewahrt und abgewandelt, noch darüber hinaus durch die Lehr- und Wanderjahre bewährt, — wenn man den Sinn der Jugendfreundschaft so weit und umfassend, so althergebracht und gleichsam „klassisch" begreifen will, so haben wir, die wir von der Schulbank in den Krieg gerutscht sind, diese hohe, klassische Form der Jugendfreundschaft allerdings wohl kaum erfahren.

Wir hatten Jugendgespielen, wir hatten Nachbarskinder und Schulfreunde, wir hatten schließlich Klassenkameraden, Konabiturienten und nach der unversehenen Cäsur des Krieges, nach dieser kleinen Ewigkeit Erlebnis und Schicksal, wohl auch wieder Kommilitonen und Freunde, — Jugendfreunde aber hatten wir nicht. Wir sind darum betrogen worden, wie um unsere Tanzstunde, die wir schließlich in genagelten Stiefeln, nach der Ziehharmonika und den Arm um rauhe und magere Kriegertaillen gelegt, im Feldlager von Poziéres nachholten, und wenn wir doch schon einmal von Jugendfreunden sprechen, so meinen wir jene Nachbarskinder und Schulkameraden, mit denen wir unsere ersten Abenteuer in dieser Welt des schönen Scheins bestanden, so meinen wir jene Kindgespielen, von denen in uns vielleicht nur noch ein ganz verwehtes Bild der Erinnerung haftet, irgend so eine kleine, lang' vergessene Liebe, irgend so eine kleine, lang' vergessene Bosheit, von der es sonst keine Spur mehr gibt außer diesem fernen, frühen Dämmergrunde des Gefühls.

Höwig, von dem ich hier erzählen will, der Sohn des Stationsvorstehers in meinem Heimatstädtchen, war ein sehr hübscher Junge, möchte ich heute denken, er war jedenfalls anders als meine übrigen Spielkameraden, weniger laut und dreist, feiner, empfindlicher, er hatte braune Augen und rote Backen wie ein Mädchen, er trug das lange dunkle Haar im Pony-Schnitt, und anstatt in Manchester- und Kieler Blusen, wie wir anderen, ging er in dunkelgrünen oder schwarzen Samtanzügen und großen, gestreiften Umlegekragen mit rotseidenen Schleifen. Ja, ich erinnere mich mit besonderer Deutlichkeit der spitzen gelben Stiefel, die er trug, die nicht wie die unseren, gehörig derb und fest, aus Rindleder oder Boxcalf beim Schuhmacher Hasselbrink bestellt wurden, sondern die aus ganz weichem Leder waren, bis oben hin wie Mädchenschuhe geschnürt werden mußten, und die seine große Schwester Malie, die schon verheiratet war, sogar aus England schicken ließ.

An Höwig und um Höwig herum war eben alles anders, als es sonst unter uns Jungen die Regel war. Seine Eltern hatten beide schon silberweißes Haar, wie es sonst eben nur Großeltern hatten. Die Mutter war eine zarte, zierliche Frau mit großen, blaßblauen Augen und einer schönen, unendlich liebevollen und gütigen Stimme, wenn sie zu uns sprach. Der Vater dagegen, ehrfurchtgebietend, groß und breit, in seiner Amtsuniform mit der roten Mütze und dem buschigweißen Vollbart, sah aus wie der alte Kaiser Wilhelm, von dem er einmal eine goldene Uhr zum Geschenk erhalten hatte, die er uns immer wieder zeigen mußte, und darauf wir das kunstvoll eingravierte kaiserliche Wappen nicht genug bewundern konnten. Außer Malie hatte Höwig, der eigentlich gar nicht Höwig, sondern Robert hieß, und nur Höwig genannt wurde, weil er sich selbst mit seinem ersten Selbstverständnis so bezeichnet hatte, außer der englischen Malie noch eine Schwester, die ebenso groß, wenn auch nicht verheiratet war, und einen Bruder, der einen Hund besaß und eine Stube voll leerer Zigarettenschachteln und in Bonn die Rechtsgelehrsamkeit studierte. Den Namen des Hundes habe ich vergessen, aber ich schwöre darauf, daß er Bier trinken und Pfeife rauchen konnte und danach richtig betrunken war. Der Student machte es uns vor, wenn er mit seinem Hunde in die Ferien kam, wir fanden es über die Maßen lustig und komisch, und das respektvolle Staunen unserer Spielkameraden und das Gerede der Leute darüber gefiel uns sehr.

Höwig war ein Jahr älter als ich und kam also auch ein Jahr früher in die Schule, nicht in die gewöhnliche Volksschule, wie wir anderen, sondern in die katholische Pfarrschule, denn er war katholisch. Auch das war außerordentlich und bestärkte meine Zuneigung zu ihm beträchtlich. Ich brachte ihn morgens hin zum Unterricht und holte ihn mittags wieder ab, wobei ich jedoch stets draußen auf der Straße irgendwo, unter einem Apfelbaum oder an einer Gartentür, auf ihn wartete, und die Schule selbst, die an die Kirche angefügt war, niemals betrat. Höwig hatte gewiß keine Feinde unter den anderen Jungen, aber auch keine Freunde, eben weil er so ganz anders war als sie alle. Darin fand ich Anlaß genug, mich zu seinem Beschützer und Freund zu erklären, was er sich gern gefallen ließ.

Mit dieser katholischen Pfarrschule, die in unserer sonst rein protestantischen Landschaft weit und breit die einzige war, hing übrigens das kleine Erlebnis zusammen, das mich immer wieder einmal an Höwig erinnert, und das die Geschichte meiner ersten Liebe, mindestens aber die Geschichte meines ersten Kusses bedeutet und um dessentwillen ich wohl überhaupt hier von Höwig erzähle.

Mit der Eisenbahn kam nämlich täglich aus einem benachbarten Dorf ein kleines Mädchen zu uns in die Stadt gefahren, um in die Pfarrschule zu gehen. Es hieß Paula und war hellblond, hatte fröhlich blitzende blaue Augen, stets eine große, farber gebundene rote oder weiße Schleife im Haar und war genau das, was man bei uns eine „lütte dralle Deern" nannte. Sie wurde auf der Station ihres Dorfes in den Zug gesetzt und in unserer Stadt wieder herausgehoben, und ging dann mit Höwig Hand in Hand und meist eben auch mit mir als Begleiter in die Pfarrschule. Mittags nach dem Unterricht blieb bis zur Abfahrt des Zuges, der sie wieder heimwärts brachte, eine gute Stunde Zeit, die sie nach der Übereinkunft ihrer Eltern mit Höwig im Hause des Stationsvorstehers verbrachte, wo sie, artig, fröhlich und anstellig, wie sie war, wie ein eigenes Kind geliebt und gehalten wurde. Wir spielten Versteck zusammen auf dem Hausboden, wir pflückten zusammen Himbeeren im Garten, wir suchten die frischgelegten Eier im Hühnerstall, wurden mit kleinen Aufträgen in den Keller und zum Kaufmann in die Stadt geschickt, lutschten zusammen unsere „Bolchen", und wenn wir Mann und Frau und Baby spielten, so war Höwig das Baby und wurde in den Wagen gelegt, und ich war glücklich und stolz der Papa und rauchte eine Zigarre aus Ahornmark und hakte Paula ein, wie man es eben als Mann und Frau tut.

Ich vermute heute, daß es ein zufällig belauschtes und mit der ganzen leidenschaftlichen Neugier der Kinder beobachtetes Rendezvous des Studenten und großen Bruders mit der wunderschönen Tochter des Justizrats war, das uns auf den Gedanken brachte, Paula ebenfalls zu küssen. Wir gaben uns das Wort darauf, Paula zu lieben und sie zu küssen, und das Los sollte entscheiden,

wer von uns ihr den versprochenen Kuß geben mußte. Wir zerschnitten eine alte Zeitung zu Papierstreifen, längeren und kürzeren, und zogen jeder dreimal: mich traf das Los, unwiderruflich, unanfechtbar, meine Papierstreifen waren die längeren, ich mußte küssen.

Wir vollbrachten unsere Tat eines Mittags nach der Schule, als Paula von Höwigs Mutter den Auftrag erhielt, in den Keller zu gehen und aus dem angebrochenen Steintopf eine Schüssel saurer Gurken heraufzuholen. Es führte eine steile Treppe in den Keller, die unter der Haustreppe in einem gewöhnlich verschlossenen Verschlag ansetzte. Höwig nahm also den Schlüssel, schloß auf und ließ Paula vorangehen. Ich folgte, und während er verabredungsgemäß hinter uns die Tür zuwarf, stürzte ich aller Finsternis und allem Herzklopfen zum Trotz, getreu dem gegebenen Wort, hinter Paula her und versuchte, ihr, die bei dem Türzuschlagen vielleicht schon Verdacht geschöpft hatte und zu schreien anfing, einen Kuß zu geben, was mir in der Aufregung und bei ihrem Widerstand nicht völlig gelang, indem er statt ihrer Lippen oder wenigstens ihrer Wange nur den Ohrzipfel traf. Aber mir genügte das durchaus, denn nun bekam ich doch Angst vor meinem eigenen Mute und stimmte in Paulas Geschrei mit ein, die „Tür auf, Tür auf" und „Licht" und „Laß das sein, ihr seid wohl verrückt geworden" und „Ich sag's der Tante" schrie, und beschimpfte nun auch von mir aus Höwig, ehrlich wütend, empört und rücksichtslos, indem ich mit den Fäusten gegen die Tür trommelte: „Du bist gemein" und „du bist ein Feigling" (!) und „Ich verhau dich fürchterlich, wenn du nicht augenblicklich aufmachst", bis er endlich aufschloß und davonrannte.

Wir waren nachher mit dieser Ausführung unserer Tat indessen sehr zufrieden. Ich sagte natürlich nicht, daß ich nur den Ohrzipfel geküßt hatte, sondern log, daß es genau die Wange war und daß ich Paula dabei richtig in den Arm genommen hatte, und Höwig rechnete es mir ganz zweifellos hoch an. Paula ihrerseits trug es uns nicht nach. Sie hatte es auf das Versprechen einer ganzen Tüte Bolchen hin auch der Tante nicht erzählt und spielte wieder Mann und Frau und Baby mit uns wie vorher, und Höwig wurde wieder in den Wagen gelegt und ich rauchte stolz meine Zigarre aus Ahornmark und durfte Paula unterhaken.

Dann wurde der Herr Stationsvorsteher versetzt und Höwig und Paula verschwanden mir aus meiner kleinen Welt, und kamen und gingen ein paar Jahre lang auch noch einige sorgfältig linierte und beschriebene Glückwunsch- und Ansichtskarten zwischen uns einher, — es gab nun andere Gespielen, andere Freunde und schließlich auch andere hellblonde Mädchen mit blauen Augen, um die herum man seine nun allerdings stillen und sehr heimlichen Pläne schmieden und Träume träumen konnte. Ich hörte nie mehr etwas von diesen beiden, von Höwig und Paula. Ob Höwig mit in den Krieg gegangen, ob er zurückgekommen ist? Und Paula? Vielleicht kommen ihr diese Zeilen in die Hände und sie erinnert sich an die Eisenbahnfahrten und an die Pfarrschule? Ob sie aber noch weiß, wer Höwig war und wer ihr den ersten, ein wenig verunglückten Kuß gegeben hat?



Lustige Ecke



Kindliche Auffassung.

„Wer weiß, wie man Zucker gewinnt?"

„Ich."

„Nun?"

„Indem man in die Speisekammer geht, wenn niemand drin ist."

*

Sie hatten eine Panne und die Dame wollte eine Zigarette rauchen. Aber er hatte weder Streichholz noch Feuerzeug.

„Ist doch sehr einfach", sagte sie. „Ich habe gelesen, in jedem Auto ist eine Zündkerze."



Bunte Chronik



30 Schutzleute bewachen 64 Enten.

Zur Strafe dafür, daß er eine Grundstücksbelastung, den sogenannten Zehnten, zu zahlen sich weigerte, wurden kürzlich einem Bauern in Shepherdswell bei Dover 64 Enten gepfändet und nach einem anderen Hofe gebracht, wo sie unter Aufsicht eines Knechtes ihr weiteres Schicksal abzuwarten hatten. Das Vorgehen der Obrigkeit fand aber, wie dies leider häufiger der Fall ist, keineswegs den Beifall der übrigen Bauern der Gegend. Um gegen die ihrer Meinung nach ungerechtfertigte Maßnahme zu protestieren, versammelten sich schon in der folgenden Nacht hundert Berufsgenossen des Gepfändeten, um ihn wieder in den Besitz seines Eigentums zu bringen. Im Schutze der stockdunklen Nacht fiel es nicht schwer, die Wachsamkeit des Hüters zu täuschen, und am nächsten Morgen schon schwammen alle 64 Enten wieder auf ihrem heimatlichem Teich. Aber so leicht gab die Polizei nicht klein bei. Die Enten wurden von neuem „verhaftet" und diesmal auf das Polizeibureau von Ashford gebracht, wo sie sehr gegen ihren Willen einige Stunden zuzubringen hatten. Dann kamen sie wieder auf den Hof, der ihnen schon einmal als Gefängnis gedient hatte, aber diesmal standen sie unter wirksamerer Bewachung. Da sich nämlich das Gerücht verbreitet hatte, daß ein neuer Befreiungsversuch geplant sei, wurde der Hof von nicht weniger als 30 Schutzleuten umzingelt. Wenn auch, wie es heißt, die Enten noch nie so gut gehütet geschlafen haben, dürfte ein derartiges Aufgebot polizeilicher Kräfte doch teuer zu stehen kommen.

*

Der süße Gerichtshof.

Einen ergötzlichen Verlauf nahm eine Gerichtsverhandlung in Floridsdorf bei Wien. Da war um einige Süßigkeiten ein heißer Kampf entbrannt. 1200 Kilo Haselnüsse hatte eine Großhandlung an eine Schokoladenfabrik geliefert. Dann war von der Käuferin behauptet worden, die Nüsse seien zum überwiegenden Teil schlecht und faul gewesen. Und ein Sachverständiger hatte der rügenden Firma recht gegeben. Da beschloß der Gerichtshof, die Waren selbst einer Prüfung zu unterziehen. Es wurde ein Sack mit Haselnüssen in den Saal geschleppt. Und dann trat ein junger Mann auf, der mit Hilfe jener nahrhaften Früchte allerlei schöne Sachen wie Kuchen, Torten und Pralinen herzustellen begann. Er entledigte sich dieses Auftrages mit solchem Eifer, daß Vorsitzender, Staatsanwalt, die Beisitzer und die Anwälte ausreichende Kostproben nehmen konnten. Es schmeckte den Herren ausgezeichnet, und es bekam ihnen auch gut. Nur der Sachverständige, der in erster Instanz ein ungünstiges Gutachten abgegeben hatte, erkrankte. Er hatte sich den Magen allzu sehr überladen. Das war natürlich ein Grund mehr, ihn ins Unrecht zu setzen. Der Termin endete damit, daß die Klage abgewiesen wurde. Die Nüsse wurden als einwandfrei befunden.

*

Sängerin und Leopard.

Ein erlesenes Publikum wohnte der Erstaufführung von d'Annunzios „Pisanella" bei. In einer Loge der Pariser Oper saß der gefeierte Dichter und harrte des Augenblickes, da ihm die Anerkennung der Hörer zuteil werden würde. Auf der Bühne stand die sylphidenhafte Sängerin. Eine der aufregendsten Stellen der Tragödie war im Anzug. Gleich würde die Königin den Befehl geben, die Leoparden hereinzulassen, denen die unglückliche Pisanella zum Fraße vorgeworfen werden sollte. Bleich, mager harrte das arme Opfer des Schicksals. Da tönte in die feierliche Stille, da alle Hörer andächtig der Erschütterungen harrten, die ihnen der Dramatiker zugedacht, die Stimme des Spötters Tristan Bernard: „Die armen Bestien", sagte er zu seinem Nachbarn, „die werden heute hungrig bleiben!" Der Halbgott aus Italien soll sich nicht wenig darüber gewundert haben, als plötzlich ein Lächeln durch die Reihen wisperte.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.